So wurde ich Nationalsozialist

Ein Bekenntnis

von

Hans Geisow

1931

Verlag F. Eher Nachf., G. m. b. H., München 2, N.O.

Alle Rechte,
insbesondere das der Übersetzung
vorbehalten!

Druck: J. G. Weiß'sche Buchdruckerei, München

Einleitung

Mögen wir unseren Gottesglauben gebildet und genährt haben wie wir wollen, es gibt entscheidende Stunden im Menschenleben, Stunden, in denen es uns ist, als griffe eine höhere Macht unmittelbar in unser Leben ein, Stunden, in denen sich die Wahrheit des Schillerwortes:

„Es gibt im Menschenleben Augenblicke,
Wo er dem Weltgeist näher ist als sonst!"

an uns selbst beweisen will. Meistens kommen diese Stunden unvermittelt, mit zwingender Gewalt über uns. Sie lassen uns etwas „erleben". Aus dem Erlebnis, das von außen kommt, uns ergreift und erschüttert, ringt sich in uns ein Entschluß mit dämonischer Kraft frei: Das mußt Du jetzt tun! So mußt Du handeln! Der Verstand überprüft nicht, ob dieses Handeln auch logisch sei. Wir fühlen uns als ein Stück Natur, das sich formen und bilden will wie ein aus der Tiefe zum Licht geschleudertes Stück Urgestein, an dem Wind und Wasser erst nagen müssen, ehe es sich in den geordneten Kosmos der Landschaft einbaut. Ein Stück chaotischen Drängens liegt in diesen elementaren Erlebnissen einer Menschenseele, ein Stück Formlosigkeit, das nach Gestaltung ringt und nach den Kräften unseres Verstandes und unseres Willens ruft, um es zu formen und aus dem Chaos zum Kosmos zu lösen.

Das ist das Wesen der Wunder, die der Mensch erlebt. Wunder sind keine übernatürlichen Dinge. Alles, was unser Leben berührt, liegt in der Natur, und Übernatürliches bleibt uns — wenn es überhaupt bestehen sollte — ewig verschlossen. Aber wir erleben Vorgänge, die sich in ihrer Kausalität dem erkennenden Verstande im Augenblick des Erlebens verschließen. Der um sein Seelenheil ringende Mönch von Bolsena ahnte es nicht, daß es ein Bazillus war, der auf der Hostie einen roten Farbstoff absonderte. Ihm erschien das Blut im Leib des Herrn. Er erlebte *sein* Wunder, und der Dom mit der herrlichsten Fassade, die Italien kennt, der sich wie steingewordene Musik in der Bergstadt Orvieto über den alten Etruskergräbern erhebt, dankt sein Entstehen diesem Wunder, das ein Mönch erlebte, und das in dem Leben dieses Menschen Wunder bleibt, auch wenn der nachprüfende Verstand den Zauber roh zerstört und den Bazillus prodigiosus uns als Erklärung reicht.

Wer das empfindet, fühlt auch, daß die wie Wunder wirkenden Erlebnisse nur der berichten kann, in dessen Seele sie sich vollzogen haben. Wenn ich in den folgenden Blättern bekennen soll, warum und wie ich mich zum Hakenkreuz gewendet habe, wenn ich von meinem Damaskus

berichten soll, dann muß ich auch nur von mir erzählen. Hier ist die herrliche „Objektivität", auf die wir Deutsche so stolz sind, und die uns doch immer so viel Schaden gebracht hat, ganz verfehlt.

So haftet meinem Bekenntnis schon von vorne herein der „Mangel an Objektivität" an; aber trotzdem wage ich zu bekennen. Die Wahrheit an sich mag absolut sein. Wahrheiten, die wirken sollen, müssen sich spiegeln in den Seelen von Einzelmenschen, und aus tiefer Lebensweisheit heraus sagt uns Dante, daß es, ehe Menschen auf der Erde weilten, so viele Bilder von Gottes ewigem Walten gegeben hat, als Engel vorhanden waren. Im Menschen lebt nur ein Bruchteil der ewigen Klarheit. Sie lebt in ihm gebunden an seine persönliche Wesensart. Sie lebt in ihm beschwert durch alle Hemmungen und Irrtümer seines raum- und zeitgebundenen irdischen Wirkens. Wenn es der Sinn eines Menschenlebens ist, sich nach den ihm verliehenen Kräften frei zu ringen von Irrtum und Hemmungen und sich zu bemühen, nach Möglichkeit mehr und mehr ein Spiegel klarer Ewigkeitsgedanken zu werden, dann kann aber auch das Bekenntnis eines, im Lebensalter schon über das erste halbe Jahrhundert hinausgeschrittenen Mannes nicht ganz ohne Wert sein, wenn er versucht zu zeigen, wie ihm eine Wahrheit offenbar wurde, und wenn er bekennt, wie viel Irrtümer sich ihm auf dem Weg zu dieser Wahrheit entgegengestemmt haben.

Eine Schrift „von mir über mich" wird darum in dieser ganz subjektiven Form doch manchem ringenden und strebenden deutschen Volksgenossen etwas bedeuten können, vielleicht sogar wertvoller sein, als die „Memoiren" großer oder groß sein wollender Staatsmänner, die im vollen Rampenlicht der politischen Bühne gestanden haben.

Ich will ja auch nicht ein Bild meines Lebens, meiner Erziehung und des Wirkens in meinem bürgerlichen Berufe geben. Ich will von mir selbst nur so viel erzählen, als nötig ist, um mein schließliches Landen in der nationalsozialistischen Weltanschauung zu verstehen. Aber das will ich auch tun, ohne die Irrwege zu verhüllen, die ich gegangen bin, ohne die Fehler zu beschönigen.

Vor Verdun

Ich will zunächst von einem Ereignis in meinem Leben erzählen.

Es war im Feld vor Verdun im Jahre 1916. Wir hatten schon allerhand durchgemacht in der „Lause-Champagne" und ihrem Dreck; aber meine Formation, eine Munitionskolonne, hatte weniger unter dem feindlichen Feuer als unter dem abgrundtiefen Dreck zu leiden gehabt. Flieger, die uns zuweilen belästigten, waren mehr ein interessantes Schauspiel als eine ernstliche Gefahr gewesen. Nun waren wir in den Raum vor Verdun geworfen worden. Hier waren die Kolonnen und Trains, die ebenfalls zum Munitionfahren herangezogen wurden, viel übeler dran als die fechtenden Batterien. Man soll nicht vergessen, was von den im Frieden so verachteten Trainkolonnen vor Verdun geleistet worden ist. Die Batterien waren, wenn auch nicht ideal, so doch wenigstens notdürftig eingebaut, die Kolonnen aber mußten über das freie Feld durch Dreck und Granattrichter völlig ungedeckt hindurch und waren dem Sperrfeuer wehrlos ausgesetzt. Meine leichte Artillerie-Munitionskolonne lag in einem zerschossenen Dörfchen. Ihre Aufgabe war, die bei Fort Douaumont stehenden Batterien mit Munition zu versorgen. Nachts wurde immer gefahren. Zwei Wege konnten zu unserem Ziele gewählt werden: durch die Ornes-Schlucht oder über die Chabrette-Ferme. Die Ornes-Schlucht ward nicht immer beschossen, auf dem Weg über die Chabrette-Ferme lag ständig das Sperrfeuer der Franzosen von dem Fort Charny her. Trotzdem entschloß ich mich zu diesem Weg. Das Gelände war freier, man konnte Glück haben und ausbiegen. Wenn wir nur einmal in der Ornes-Schlucht gefaßt worden wären, dann wäre kaum ein Munitionswagen ans Ziel gekommen. So blieb die Möglichkeit, daß, wenn auch einmal ein Wagen ausfiel, die anderen wenigstens glücklich durchkämen. Meine braven Fahrer und Pferde waren allerdings auf sich selber angewiesen. Die Kolonne mußte in großen Abständen fahren, jeder Wagen mußte eben einzeln versuchen, hindurchzukommen. Es war gar nicht daran zu denken, daß ein Befehl sich durchsetzen könnte, und wenn ich selber als Führer meine Kolonne begleitete, so hatte das praktisch gar keinen Sinn und geschah nur des moralischen Beispiels wegen. Im allgemeinen hatten wir recht viel Glück auf diesen nächtlichen Fahrten durchs Sperrfeuer. Wir hatten Verluste, aber sie waren gering. Ein Pferd fühlt ganz deutlich, ob so ein Biest von einer Granate rechts oder links herangesaust kommt und macht seine Sache meist instinktmäßig richtig.

Es war einmal auf dem Rückweg einer solchen Munitionfahrt, da hat es mich selbst getroffen. Hinter mir krepierte eine Granate, ein großer Splitter verwundete mein Pferd, es fiel, und ich stürzte vornüber in das Wasser eines Granattrichters; ich sah nur noch, wie mein Pferd sich wieder hochriß und in der Dunkelheit verschwand. Nun lag ich im Wasser und Dreck mitten im Sperrfeuer, ich fühlte, daß ich unverwundet geblieben war und hatte keinen anderen Drang als: nur heraus aus dieser Schweinerei! Aber wenn ich aus meinem Granatloch herauskriechen wollte, da kam gleich rechts oder links ein Geschoß angesaust, um dicht neben mir zu krepieren. Plötzlich gelang es mir, in ein anderes Granatloch zu springen, und wenn ich auch diesen Lokalwechsel schon als Erfolg buchte, meine Lage blieb dort die gleiche. Aber es war doch die einzige Möglichkeit, die mir blieb, mich von Loch zu Loch „zurückzusappen" bis zu der Grenze der Sperrfeuerzone, wo ich hoffen durfte, mich aufrichten und gehen zu können. Stundenlang also setzte ich dieses System fort, oft verzweifelnd an dem Gedanken, da noch mit heiler Haut herauszukommen. Die Kraft wollte zuweilen versagen: Bleib liegen! Es hat doch keinen Sinn! Aber immer riß es mich dann doch wieder hoch: Du darfst dich nicht aufgeben! Du mußt die letzte Kraft einsetzen! Es geschehen heute noch Wunder! Und das Wunder geschah: Unverletzt kam ich von Loch zu Loch, obgleich dicht neben mir, faßt jede Sekunde eine Granate zerbarst, unverletzt erreichte ich das Ende der Sperrfeuerzone und richtete mich auf. Aber, wo war ich hier? Ich kannte die Gegend nicht, und es war noch stockfinstere Nacht. Man verliert die Orientierung, wenn man umkracht von Granaten von Loch zu Loch springend seine Rettung sucht. Aber unverwundet war ich wenigstens, wie eine Erlösung empfand ich es, wieder aufrecht gehen zu können; also los, irgendeiner Richtung nach, irgendwohin werde ich schon kommen!

Man wird fromm bei solchen Erlebnissen, man fühlt dankbar eine Rettung durch eine höhere Macht, und man schöpft ein tiefes Vertrauen angesichts des Kommenden.

Das Schlimmste war ja hinter mir. Ich bin heil. Es muß auch gelingen, jetzt durch die Dunkelheit den Weg zu finden, und irgendwo zu meinen Leuten zu stoßen.

So wanderte ich eine gute halbe Stunde lang auf gut Glück in die Nacht. Hinter mir krachte es noch. Jetzt lächelte ich darüber. Ich hatte im Rachen der Hölle gelegen, und er hatte mich nicht verschlungen. Jetzt freute ich mich der ohnmächtigen Wut, die er in meinem Rücken knirschte. Ich dachte an Dantes Höllenwanderung. Er ist durch alle Schrecken hindurch, ohne daß ihm an Leib und Seele Schaden erwachsen ist. Ich dachte daran, daß ich selbst in meinem Schreibtisch in der Heimat ein Manuskript liegen habe, in dem ich Teile aus Dantes Lied in deutsche Verse gebracht hatte. Nun beschloß ich auf alle Fälle, diese Übertragung Dantes zu vollenden. Es werden auch einmal stillere

Zeiten im Weltkrieg kommen, und mir Ruhe geben, mein Werk zu Ende zu führen. Mit solchen Gedanken schritt ich durch die Nacht. Da sah ich im Dunkeln, gespensterhaft einen zerschossenen Baum, eine Gestalt unter ihm; jetzt auch zerstörte Mauern, die mir bekannt vorkamen. — Wirklich, ich hatte auch die Richtung durch die Dunkelheit, ohne zu suchen, in planlosem Wandern getroffen. Die Gestalt löste sich unter dem Baum los. Es war ein Gefreiter meiner Kolonne: „Herr Leutnant, Ihr Pferd ist da, ich habe die Wunde ausgewaschen. Wir sind alle da und haben, außer einer leichten Verwundung eines Unteroffiziers, keine Verluste. Wir haben hier gehalten und wollten, bis es hell wird, erwarten, ob der Herrgott Sie auch gut durch die Schweinerei hindurchbringt!" — So hat ein einfacher, braver Gefreiter zu mir gesagt. Also auch mein Pferd, wenn auch ziemlich verwundet, so doch wenigstens gerettet!

Es geschehen heute noch Wunder, empfand ich in tiefer Dankbarkeit gegen den unsichtbaren Weltgeist. „Leute, wir wollen uns des Lebens freuen und an das Leben glauben", sagte ich zu meinen Kameraden, und zu mir selbst sprach ich: Du mußt noch irgendetwas leisten, wenn dieses Erlebnis einen Sinn bekommen soll. —

Dantes Commedia Deutsch

Als wir vor leeren Schützengräben in Rußland lagen, kam dann die ruhigere Zeit, die mir erlaubte, an meiner Dante-Übertragung weiter zu arbeiten. Das Erlebnis von Verdun hatte mich empfinden lassen, daß ich das, was ich im Frieden spielerisch begonnen, wieder aufgreifen und vollenden sollte. Warum und wozu, wußte ich noch nicht. Aber man war seelisch arm geworden, im Dienst als Soldat. Der hohe Schwung, der uns im Jahre 1914 fortgerissen hatte, war längst nicht mehr da, im Reichstag führte Erzberger das große Wort. Ich hatte nie Verständnis für Politik gehabt und las auch keine Zeitungen mehr. Ich sah, wie unsere Front im Osten und Westen stand und war voll Zuversicht. Solange ich meine Ortskommandantur in Kupiczew und den benachbarten Nestern einzurichten und auszubauen hatte, gab es Arbeit, die Freude machte. Aber jetzt war alles in Ordnung gebracht. Ich hatte eine für dortige Verhältnisse blühende Landwirtschaft, hatte Schulen gegründet und die Civilverwaltung organisiert. Es ging alles am Schnürchen. Man beneidete mich um meinen Betrieb. Und ich hatte noch so viel Zeit! Ich vermochte es nicht, die freien Stunden mit Unterhaltung über gleichgültige Dinge zuzubringen, — ich sehnte mich nach Frau und Kind und empfand mitten in einem glänzenden Wirkungskreis, mitten im Kreis lieber und fröhlicher Kameraden, doch eine seelische Leere. Da griff ich wieder, nach langen Jahren, zu Dantes Commedia. Die noch fehlenden Gesänge der Hölle und der ganze Läuterungsberg wurden in Kupiczew und Werbicznow in Wolhynien in deutsche Formen gegossen. Ich fühlte, wie

mein poetiſcher Stil reifer wurde, fühlte, daß ich mir eine eigene Form des dichteriſchen Ausdrucks erarbeitete und hatte meine Freude an mir und dem Fortſchritt meiner Arbeit. Es war gewiß nicht leicht, ohne helfende Bücher auf die Tiefe der Gedanken zu dringen. Oft mußte meine Frau den Thomas von Aquino in der Heimat ſtudieren und mir brieflich Fragen beantworten. Aber es ging flott und fröhlich voran, und ehe ich als Adjutant zu einem Armeeoberkommando nach dem Weſten verſetzt wurde, waren Hölle und Läuterungsberg abgeſchloſſen.

Ich kam nach meinem neuen Standort, nach Lille, in den Tagen, als es begann, abwärts zu gehen. Nachdem ich meinen neuen Aufgaben, der Organiſation des Gaskampfes, nachgekommen war und wieder Stunden am Tage hatte, die ich mit einer mir gelegenen Tätigkeit ausfüllen konnte, verſuchte ich, ſo gut ich konnte, mitzuarbeiten, daß Geiſtes- und Seelenkräfte der Kameraden ſtark und ungebrochen blieben. Wir gründeten einen philoſophiſchen Zirkel in Lille. Dort habe ich in engerem Kreiſe mit einigen Kameraden Plato geleſen und beſprochen und in größeren Veranſtaltungen Vorträge über Dante gehalten und aus meiner Übertragung rezitiert. Wenn dieſe Stunden auch von ſo nachhaltiger Wirkung auf die Teilnehmer geweſen ſind, daß mancher Kamerad mir verſicherte, es ſeien ſeine ſchönſten Erinnerungen an die Kriegszeit geblieben, ſo konnte ſich eine ſolche Tätigkeit doch nur an eine Gemeinſchaft geiſtig vorgebildeter Kameraden wenden. Mit den Mannſchaften betrieb ich Sport. Die Sportvereinigung Lille iſt meine Gründung geweſen. Wir zogen ein ſchönes Schwimmfeſt auf und hielten raſenſportliche Wettkämpfe und Fußballſpiele ab. Wir konnten uns hier ſchon allerlei Großzügigkeit leiſten, denn wir ſchwammen ja in Geldüberfluß.

Woher unſer Reichtum kam, will ich nicht verſchweigen. Es iſt eine zu ſchöne Geſchichte, die ein prächtiges Schlaglicht auf die ängſtlichen Beamtenſeelen des erſten Reiches wirft. Ich hatte in Rußland landwirtſchaftliche Betriebe eingerichtet. Mittel dazu hatte ich ja nicht bekommen, aber eine vernünftige Rechnung hatte bewirkt, daß meine Betriebe ſich nicht nur ſelbſt trugen, ſondern ſogar beſcheidene Überſchüſſe abwarfen. Der Überſchuß ward ſtets wieder in den Betrieb hineingeſteckt, und bald konnte ich mir z. B. für meine Molkerei eine Buttermaſchine anſchaffen, die mir den Betrieb wieder erleichterte und wirtſchaftlicher auszubauen erlaubte. Von der Intendantur war gar nichts zu hoffen. Ich mußte mit den eingeborenen Juden arbeiten, die ſofort merkten, daß es „Geſchäftches" zu machen gab. Es ließ ſich ſehr gut mit den Juden arbeiten; nur mußte ich dafür ſorgen, daß der Profit nicht ihnen, ſondern dem deutſchen Heere zufloß. „Weiſer wie Salomon" mußte ich daher oft in meinen Entſcheidungen ſein. Als ich mein Wirtſchaftsgebiet den Öſterreichern abgeben mußte, bei meiner Verſetzung nach dem Weſten, machte ich einen ordnungsmäßigen, kaufmänniſchen Bücherabſchluß, der einen Überſchuß an Barmittel von etwas mehr als M. 2000.— ergab. Ich ging mit dieſem Geld zur Intendantur, um es abzuliefern und bat

um eine Quittung. Da hörte ich zu meinem großen Erstaunen, daß die Feldintendantur nicht in der Lage sei, das Geld anzunehmen und die Quittung auszustellen, da ihr der geeignete Titel in ihren Büchern fehle, unter dem meine wirtschaftlichen Unternehmungen unterzubringen seien. Alle Vorstellungen, daß das Geld doch nicht mein privates Eigentum sei, daß ich es in meiner dienstlichen Stellung als Kommandant nicht für mich, sondern für das deutsche Heer erworben habe, nutzten nichts. Mir ward bedeutet, ich möge keine Schwierigkeiten machen und zusehen, wo ich mit meinem Überschuß bliebe. So nahm ich denn die Silberlinge, die mir nicht gehörten, mit nach dem Westen, und als die Sportvereinigung in Lille entstand, konnte ich sie sofort reich mit Übungsgerätschaften ausstatten. Wir hatte es ja! Dank der Engstirnigkeit der Intendantur! So sind meine Silberlinge dem deutschen Soldaten doch wieder zugute gekommen, und gerade in einer Zeit, als alles darauf ankam, unsere Mannschaften bei guter Laune zu erhalten. Da war der Sport das richtige Mittel, und wir haben noch bis zur letzten Stunde vor dem Rückzug aus Lille Fußball gespielt.

Nach dieser, für das Denken der Militärbeamten so bezeichnenden kleinen Geschichte, die für mein späteres Wirken nach dem Kriege nicht ohne Bedeutung ist, bitte ich den Leser, sich wieder an die Veranstaltungen unseres philosophischen Zirkels zu erinnern, in denen ich über Dante sprach und aus meiner deutschen Umdichtung seines „Hohen Liedes" (so übersetzte ich Commedia) vortrug.

Da war ein mir schon aus früheren Zeiten bekannter Reserve-Offizier, den ich auch als Sportsmann schätzte, der immer in mich drang, meine Dante-Übertragungen zu veröffentlichen. Ich hatte vor dem „Gedrucktsein" großen Widerwillen.

In meiner Brust war meine Tat noch mein.
Einmal entlassen aus dem sich'ren Winkel
Des Herzens, ihrem mütterlichen Boden,
Hinausgegeben in des Lebens Fremde,
Gehört sie jenen tück'schen Mächten an,
Die keines Menschen Kunst vertraulich macht.

So dachte ich mit Schillers Wallenstein. Nicht als ob ich die Kritik fürchtete. Ich wußte, daß mein Dante etwas ganz Neues war, daß er ein deutscher Dante war. Ich empfand selbst, daß manche Stellen ganz vorzüglich gelungen waren. Die Wirkung meiner Verse auf die Hörer hatte ich ja selbst erlebt. Ich mußte mir sagen, daß das Werk in Buchform, wenn es auch auf Ablehnung bei den Philologen und Romanisten stoßen werde, mir doch mindestens ebensoviel dankbare Anerkennung bringen müßte. Meine Scheu vor der Veröffentlichung hatte eine tieferliegende Ursache.

Der Dichter soll nicht aus literarischem Ehrgeiz heraus schaffen. In jedem Kunstwerk geht ein Stück Seele des Schaffenden mit fort.

Kunstwerke werden geboren wie Menschen, mit aller Wonne und allem Weh einer Geburt. Diesen wonniglichen Schmerz, der über den Dichter kommt, wenn er formen und gestalten muß, wenn er nicht mehr er selbst, sondern das Werkzeug einer dämonischen Macht ist, die sich seiner bedient, um in Formen geboren zu werden, dieses heilige Erschauern vor aus den Tiefen steigenden Gedanken, die uns zerreißen, wenn sie sich nicht gestaltet zum Licht drängen können, und das selige Entzücken, wenn wir sie in ein würdiges Gefäß reiner Worte gefaßt haben... diesen ganzen wonniglichen Schmerz und diese ganze schmerzliche Wonne eines Dichters habe ich ja beim Schaffen selbst erfühlen dürfen. Ich selbst war gewachsen und gereift bei der Gestaltung meines Werkes. War damit nicht genug geschehen? Ist es nicht besser, den Menschen nach seinen erkannten Wahrheiten vorzuleben, so lange man selbst leben darf, als ihnen etwas zu reichen, was unter Schmerzen geboren wurde, um ihnen dann höchstens einen ästhetischen Genuß zu bieten? Mein Kind kann ja einmal nach meinem Tode meine Poesie sammeln, — dachte ich — dann bleibt etwas von mir übrig. Es kommt auf ein paar Jahrzehnte nicht an. So lange ich lebe, soll niemand, der sich für fünf oder zehn Mark ein Buch von mir kaufen kann, in meiner Seele herumschnüffeln dürfen. Das wäre unkeusch. Ich habe sogar einmal „seelische Prostitution" gesagt.

Das waren die Gründe meines Widerwillens gegen die Veröffentlichung meines Dante. Ich hatte mich nie geweigert, daraus vorzutragen. Ich hatte mich auch stets der Wirkung auf meine Hörer gefreut; denn was uns Gott geschenkt hat, gab er uns nur in Verwaltung. Es bekommt seinen Adel und seine Weihe nur, wenn wir es hinaustragen und wirken lassen; aber wir sollen wirken durch uns selbst, nicht durch bedrucktes Papier, so lange wir leben und wirken können; darum Vorträge: jederzeit; aber Druck: nein! —

So hatte mein lieber Freund, der auf Veröffentlichung drängte, keinen leichten Stand bei mir. Aber schließlich hat er mich doch besiegt. Und heute danke ich es ihm.

Wir haben den Krieg verloren. Ein anderes Denken und Empfinden, als es im Jahre 1914 uns erfüllte, kam über unser deutsches Volk. Wie furchtbar war der rein materialistische Geist, den die Novemberrevolution brachte! Jetzt, nicht erst in einigen Jahrzehnten, mußte mein Dante hinaus und predigen: Es gibt noch Werte, die ewig sind, die Raum und Zeit nicht binden. Es gibt noch ungehobene Schätze in den Seelen von Dichtern, die in der Dauer leben und nicht an ihr eigenes Volk gebunden sind. Wir müssen sie nur deutsch machen, dann reden sie auch zu uns. „Dantes Commedia Deutsch" nannte ich mein Werk und ließ es am Tag der 600sten Wiederkehr des Todes des Dichters im Jahre 1921 in die Welt. Die ersten Auflagen waren sofort vergriffen, der Druck konnte der Nachfrage nicht nachkommen. Man setzte sich allerorts mit dem Buche auseinander, eine Flut von Kritik brach los, teils

anerkennend mit den schönsten Worten, teils vernichtend und verdammend, niemals aber laut.

Heute kauft man meinen Dante nur noch ganz vereinzelt. Er ist ein „Ladenhüter" geworden. Der Verleger hat sich „umgestellt", da schöngeistige Werke nicht mehr „recht ziehen". Er setzt den Preis herunter; aber es nützt nicht viel. An einen Neudruck ist „in diesen Zeiten" nicht zu denken. Was noch da ist, wird wohl zuerst „zurückgesetzt" und dann „verramscht" werden. . . .

Und meine Hoffnung, dem deutschen Volke ein Stück meiner Seele zu geben, damit es genesen kann?

Wenn sich kleine Kreise, in denen ich heute über Dante vortrage, daran erbauen, wenn sie seelische Bereicherung mitnehmen, so ist das erfreulich; aber was nützt es dem deutschen Volke? Seine Seele ist krank, ihm hatte ich etwas geben wollen damit, daß ich mein Werk hinausließ in die Öffentlichkeit.

Ich mußte wohl einen Fehler gemacht, mußte irgendetwas übersehen haben, wenn es mir nicht gelungen ist, mit der Veröffentlichung meiner „Dante Commedia Deutsch" eine tiefergreifende Wirkung auf die deutsche Seele zu erreichen. Im Augenblick des Erscheinens war mein Buch wohl ein überraschender Erfolg. Mein Name zog in die Literaturlexika, Handbücher und Kalender ein. Aber ich hatte ja etwas ganz anderes gewollt. Ich hatte gehofft, daß der deutsche Mensch sich darauf besinnen werde, daß Ewigkeitsgedanken in deutsche Formen gegossen, lebendiges Brot zur Stillung seines seelischen Hungers bedeuten, daß ihm das, was ich mir abgerungen habe, was ich nach schwerem Kampf gegen die in mir gelegenen Hemmungen in die Welt hinausließ, Nahrung werde in seiner Sehnsucht und seinem Suchertum. Die Erfüllung dieser Hoffnung ist ausgeblieben. Warum? so fragte ich mich.

Der deutsche Sportgeist

Was Gott Dir verliehen an Kräften und Fähigkeiten, bekommt nur dann einen Sinn, wenn Du es zunächst in Dir selbst zur höchsten Vollendung zu führen Dich bemühst, dann aber dafür sorgst, daß es auch in die Gemeinschaft der mit Dir durch Sprache und Blut verbundenen Menschen dringt, um dort zu wirken.

Diese Wahrheit war mir vertraut geworden. Ich habe sie aus dem Buche der Natur geschöpft. Ich sah, daß ein einzelner Tropfen, mag er noch so schön in der Sonne glitzern und sich darüber freuen, daß er so schön abgerundet ist und den Sonnenstrahl fängt und spiegelt, von derselben Sonne, die ihm den Glanz verleiht, aufgezehrt und in Dunst verwandelt wird. Nur die zum Regen verbundene Gemeinschaft der Wassertropfen gibt dem Boden Nahrung und Fähigkeit, Leben zu erwecken. Ich sah, daß dort, wo die Sonne allein mit ihrer ganzen Kraft auf

die Erde ſtrahlt, die Wüſte ſich ausbreitet. Leben weckt ſie nur dort, wo ſie mit anderen lebenſpendenden Kräften zuſammenwirkt. So war dieſe Wahrheit aus der Natur geſchöpft und galt mir darum als unumſtößliche Gewißheit, als Glaube.

Den Zuſammenhang zwiſchen Perſönlichkeit und Gemeinſchaft beſtätigte mir jeder tiefere Blick in das Walten der Natur, die uns Gott zugleich verbirgt und offenbart. Wodurch bewirkt das ewige Geheimnis die Ordnung in unſerem Weltgebäude? Wird heute die Sonne aus dem Weltall entfernt, dann ſauſt unſer Planet in den Weltraum hinaus, um irgendwo zu erkalten, und nehmen wir der Erde ihre Flugkraft, dann fällt ſie in den Sonnenball und zergeht in Glut. Beides wäre der Tod. Im Zuſammenwirken dieſer entgegengeſetzten Kräfte — zentrifugale und zentripetale nennt ſie der Phyſiker — liegt das Geheimnis des Lebens und der Ordnung im Weltall.

Sind es nicht dieſelben Kräfte, die unſer ſittliches Leben beſtimmen? Muß ſich der Menſch nicht täglich wieder fragen: Was ſchuldeſt Du der Gemeinſchaft und was ſchuldeſt Du Dir ſelbſt? Der Gemeinſchaftsgedanke entfernt uns von uns ſelber und läßt uns, wenn wir uns ganz von ihm beherrſchen laſſen, irgendwo in einem uferloſen Weltbeglückertum verſanden. Der Perſönlichkeitsgedanke wird uns zu einer Verhärtung und einem Erſtarren im eigenen Ich führen, uns nutzlos verdunſten laſſen wie den glitzernden Waſſertropfen, wenn wir ihn nicht in Verbindung mit unſerem Gemeinſchaftsempfinden bringen.

Sind es nicht dieſelben Kräfte, die Geſchichte und Kultur bewegt und vorwärts getrieben haben? Ich dachte an den römiſchen Staat, in dem das Erbe griechiſchen Geiſtes zu praktiſchen, politiſchen Werten umgemünzt wurde, wo der Begriff des Rechtes, das den Einzelnen ſchützte und ihm die Möglichkeit gab, das Seine zu vertreten, wo das Teſtament, das dem Einzelwillen noch nach dem Tode Gültigkeit verlieh, wo das Wort „Civis Romanus sum“ zum Ausdruck individualiſtiſchen Denkens wurde. Ich dachte an das Chriſtentum, das den ſozialen Gedanken in die Welt trug und Gemeinſchaften aufbaute, in denen jeder dem anderen, und alle dem Ganzen dienten. Ich dachte an die Durchdringung beider Kräfte im frühen Mittelalter, an die antike Welt mit chriſtlicher Aufſchrift, ich ſah, wie in ſpäteren Jahrhunderten bald die eine, bald die andere dieſer kulturbewegenden Kräfte beſonders betont hervorleuchtete, wie der Heilige Franz von Aſſiſi in Sonne und Mond, in Tieren und Pflanzen ſeine Brüder und Schweſtern erblickte und ihnen predigte, wie in der Kunſt Michelangelos ſich perſönliche Kraft ins Titanenhafte ſteigerte, und ich fragte mich, ob es ein Zufall der Geſchichte oder ein ganz in den Tiefen verborgenes Wirken ewiger Geſetze geweſen iſt, daß zur ſelben Zeit auf dem linken Ufer des Rheines nach Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit gerufen wurde, während bei uns ein ſo vollendeter menſchlicher Ausdruck reinſter Perſönlichkeit ſich geſtaltete wie die Seele Goethes. Ich verfolgte dieſe Gedanken bis in die eigene,

eben uns umgebende Gegenwart hinein. Hier ging eine mächtige soziale Welle durch unsere Tage; aber je mehr sie uns ergriff, mit um so größerer Sehnsucht verlangten wir nach einem Führer, nach einer Persönlichkeit und hingen uns mit der ganzen Kraft eines sehnsuchtsvollen Herzens an eine solche Gestalt, wenn wir glaubten, sie gefunden zu haben.

So war mir der Zusammenhang zwischen Persönlichkeit und Gemeinschaft als eine durch Natur und Geschichte geoffenbarte Wahrheit klar geworden. Meine Erkenntnis vertiefte sich später noch, als ich die Frage von der religiösen Seite anzuschauen lernte, aber fester Glauben war sie schon in mir geworden, als der Zusammenbruch im November 1918 erfolgte. Ich lag in diesen Tagen der sogenannten „Revolution" schwer an Grippe erkrankt in der Heimat. Ich habe den Rückzug als Soldat nicht mitgemacht. Als ich genesen, war ich Zivilist und mein Vaterland eine Republik. Aber der Republik zu dienen, fühlte ich mich auch als Zivilist verpflichtet. Die Staatsbeamten des ersten Reiches dienten ja auch dem zweiten. Es war doch schließlich unser deutsches Vaterland, wenn auch seine neuen Formen meinen Wünschen wenig entsprachen. Allerdings war mein politisches Gewissen im Vergleich mit der Vorkriegszeit, in der ich Vertrauen zu der Beständigkeit unserer Staatsform hatte, mehr geweckt worden. So konnte es ja auf die Dauer nicht bleiben, sagte ich mir, als ich davon las, daß eine Waschfrau das Kultusministerium in Braunschweig übernommen hatte. Ich suchte Anschluß an eine politische Partei. Ich versuchte es bei einigen. Der Liberalismus, der von der deutschen Volkspartei vertreten wurde, die an dem monarchischen Gedanken noch festhielt, lag meinem Empfinden wohl am nächsten, und ich glaube, daß ich damals ein recht treues und aktiv tätiges Mitglied der deutschen Volkspartei geworden wäre, wenn ich mich an die Begrenztheit der in politischen Versammlungen vorgetragenen Gedanken hätte gewöhnen können, wenn ich erlebt hätte, daß man um Klärung in weltanschaulichen Dingen ringe. Es blieb ja alles in der Tagespolitik stecken. Es war ja so traurig leer, so gedankenarm! Ich kam mir so fremd vor in diesen politischen Kreisen. Manchmal glaubte ich fast zu dumm für die Politik zu sein, manchmal schien mir wieder die Politik zu dumm für mich, und ich kam mir vor wie einer, der auf einem Goldklumpen in der Wüste sitzt und seinen Reichtum nicht verwenden kann.

Da beschloß ich der Politik ganz den Rücken zu kehren. An ihr und durch sie wird Deutschland nie genesen. Sie verdirbt wirklich den Charakter. Oder verdirbt ein schlechter Charakter am Ende gar die Politik? So dachte ich und suchte mir ein anderes Arbeitsfeld. Wodurch wir genesen könnten war mir klar: Nur durch eine Revolution der Gesinnung.

Wie der Sport seelisch auf den Menschen wirkt, hatte ich während meiner Adjutantur beim Armee-Oberkommando in Lille erlebt, als es galt, die Seelenkräfte der Mannschaften auf der Höhe zu halten. Der Sport brachte aber noch etwas mit, was meiner Erkenntnis von dem

Zusammenhang zwischen Persönlichkeit und Gemeinschaft so überraschend gut entsprach. Er verband beide Elemente in bestechender Weise. Am Start kann der Sohn des Geheimrates neben dem des Arbeiters stehen. Der Startanzug, sei er Lauftrikot oder Badehose, macht die Menschen gleich und kennzeichnet sie nur als Glieder einer Gemeinschaft, des Sportvereins. Er wirkt also sozial. Und doch ist diese soziale Grundlage die Ebene zum Aufbau einer möglichst hochwertigen persönlichen Leistung. Der sozial gegliederte Sport erzieht zur Persönlichkeit. Da hatte ich ja alles, was nötig war. Die Jugend drängte nach dem Kriege zum Sport. Sie wollte den Wettkampf, die sportlichen Vereine und Verbände wuchsen an. Da war mein Feld. Die deutsche Jugend war noch nicht seelisch erkrankt. Man mußte ihr nur ihren Sport seelisch vertiefen und heilig machen, dann konnte man hoffen, daß von ihr die Revolution der Gesinnung ausgehen werde.

Einen Dichter, der Dante in deutsche Verse gebracht hat, hört die sportliche Jugend nicht. Dem ersten Vorsitzenden eines mehrere Hunderttausende von Mitgliedern zählenden Reichssportverbands hört man zu, wenn er bei Preisverteilungen oder auf Versammlungen redet.

Ich war schon vor dem Kriege Vorsitzender des süddeutschen Kreises im deutschen Schwimm-Verband gewesen. Der schöne Schwimmsport, der den Menschen, wie aus der Hand des Schöpfers gekommen, rein und nackt dem Elemente im Kampfe entgegenstellt, der es wie kein anderer ermöglicht, unser Können in den Dienst der Nächstenliebe zu stellen, wenn es gilt, Menschenleben zu retten, hatte mich schon als Schüler und Student mächtig angezogen. Auch sportlich hatte ich im Schwimmen einige Erfolge errungen und war in späteren Jahren meinem Sporte auch in der Verwaltung treu geblieben, hatte für den Bau von Bädern öffentlich gewirkt und die Kunst des Rettungsschwimmens verbreiten helfen. Man kannte meinen Namen sehr gut in Schwimmerkreisen. Jetzt, nach dem Kriege, wurde ich zum ersten Vorsitzenden und Führer des großen, das ganze deutsche Reich umfassenden Verbandes gewählt. Von dieser Stelle aus konnte ich dem deutschen Sport eine Seele einhauchen, konnte die Revolution der Gesinnung bei der deutschen Jugend einleiten. Was hatte ich noch bei der verfahrenen Politik zu tun? Politisch neutral sind die Sportverbände. Politisch neutral bis in die Knochen wollte ich selber sein.

So begann meine Arbeit, einen deutschen Sportgeist zu predigen. Ich tat es in zahlreichen Reden, und überall hörte man mir begeistert zu. Ich schrieb mein Buch vom „deutschen Sportgeist", „mein Buch vom deutschen Schwimm-Verband" und legte darin fest, was ich der deutschen sportlichen Jugend zu sagen hatte. Es waren ja so einfache, klare Gedanken.

Der Mensch ergreift die Dinge zuerst mit dem Herzen und durchdringt sie geistig erst lange nachdem sein Herz sie in Besitz genommen hat. Das ist eine liebenswürdige Eigenschaft der Menschenseele. Sie sichert uns die Warmherzigkeit. Aber einmal kommt für jedes Ding die Stunde, wo es

reif für die geistige Durchdringung wird. Unsere eddischen Ahnen glaubten, daß die Gottheit den Menschen in eine unvollendete Welt gestellt habe mit der Aufgabe, diese Welt vollenden zu helfen; und das uns dazu mitgegebene Werkzeug ist der menschliche Verstand. Wir müssen ihn gebrauchen, wenn eine Kraft auf unser Leben gestaltend wirken will.

Eine solche Kraft ist nun der Sport. Wir haben ihn vom Ausland übernommen, vielleicht in dem unklaren Empfinden, daß in ihm irgend etwas Brauchbares für uns enthalten sei und haben nach englischem Muster Sport „getrieben". Aber wir wollen doch daran denken, daß unser seelisches Leben denselben Gesetzen unterworfen ist wie unser körperliches. Jede Nahrung, die unser Körper aufnimmt, wird in unserem Verdauungsapparat abgebaut und dann unter Ausscheidung des Unbrauchbaren zu arteigenem Stoff neu zusammengefügt. Wäre das nicht so, dann würden wir, wenn wir ein Beefsteak essen, Ochsenfleisch ansetzen. Genau so muß es sein, wenn die deutsche Seele etwas, das vom Ausland kommt, zunächst nur instinktiv und mit dem Herzen ergreift. Es mag ein Nährstoff für sie in dem englischen Sport liegen. Wir müssen ihn nur erkennen und uns einverleiben. Das Artfremde muß abgestoßen, und das Gesunde für uns dem deutschen Wesen gemäß gestaltet werden.

Was war nun das Neue, das der Sport brachte? Das Bestreben, die Seele des Menschen von der körperlichen Seite her zu erfassen, war es sicher nicht. Das hatte schon Friedrich Ludwig Jahn vor mehr als hundert Jahren getan, und sein Erbe wurde von der deutschen Turnerschaft treu und gut verwaltet. Das Neue war nicht das Ziel, sondern die Methode. Der Weg des deutschen Turnens, das echt deutsch ist, ging in die Breite. Es galt, möglichst viele Volksgenossen zu erfassen, sie erdgebunden, treu deutsch und stark an Leib und Seele zu machen. Der Weg des englischen Sportes strebte in die Höhe. Er wandte sich an den Einzelmenschen und suchte die in ihm gelegenen Fähigkeiten zur Höchstleistung zu bringen. Als Mittel zur Auslese diente der Wettkampf. Es ist selbstverständlich, daß durch die Methode des Sportes ein anderer Menschentypus geschaffen wird als durch die des Turnens. So kennt man in England den Menschentypus, den man dort „Gentleman" nennt. Gegen die Methode durch Auslese im Wettkampf Höchstleistungen zu zeitigen, läßt sich nun nichts einwenden. Es ist ja doch auch dieselbe Methode, mit der Gottes Natur an ihrer Veredlung arbeitet. Im Kampf ums Dasein wird jedes Geschöpf gezwungen, seine Kräfte möglichst zu vervollkommnen, und das stärkste setzt sich schließlich durch. Und, wenn man genauer zusieht, erkennt man, wie deutsch dieses Höchstleistungsstreben ist. Haben nicht unsere Ahnen den kühnsten Reiter, den verwegensten Springer und den schnellsten Läufer zu ihren Führern gewählt? Mußte nicht in der Seele jedes Germanenjünglings das Streben nach Höchstleistungen, die doch der Weg zu öffentlichen Ehren waren, triebhaft gelegen haben? Ist nicht am Ende unser Wahlkönigtum im frühen Mittelalter gedanklich auf diese sportliche Grundlage aufgebaut gewesen?

So ergriffen wir mit dem bewußten Höchstleistungsstreben im Sport instinktiv etwas, das natürlich und darum auch unbedingt richtig war, und das außerdem mit seinen Wurzeln tief in den Erzadern des deutschen Seelenlebens verankert schien. Es mußte dem deutschen Turnen eine wertvolle Bereicherung sein, wenn ihm neben dem Weg in die Breite auch der in die Höhe erschlossen wird. Schließlich gehören dann Turnen und Sport zusammen, wenn die beiden verschiedenen Wege ihres Dienstes am deutschen Menschen gedanklich klar erkannt und ausgebaut sind. Äußerlich wird sich das in einem Einbau der Sportverbände in die deutsche Turnerschaft ausdrücken. Zunächst aber haben Sportverbände und Turnerschaft jeder seinen Weg zu erkennen und, besonders die Sportverbände, denselben vom undeutschen Wesen zu befreien.

Und dem Sport haftet noch manches an, was undeutsch ist. In angloamerikanischen Händen ist er — wie es ja dem englischen Wesen entspricht — zu „sachlich" geworden. Es wurden Höchstleistungen erstrebt und erzielt, die dann als „Rekorde" festgestellt und notiert wurden. Auf den Menschen selbst kam es dabei gar nicht mehr an; nur auf die objektiv meßbare Leistung. Dem sachlichen Sport fehlte die deutsche Seelentiefe. Der „Rekordgedanke" mußte, wenn der Sport deutsch werden, wenn er überhaupt ein Kulturfaktor im deutschen Leben werden wollte, von dem Papier in die Seele des Menschen verlegt werden.

Mein deutscher Sportgeist stellte darum als erste Forderung auf: „Nicht das Beste, sondern Dein Bestes sollst Du leisten". Ich habe es einmal gewagt, einen für die beste Leistung gestifteten Ehrenpreis einer Mannschaft zu überreichen, die als letzte durchs Ziel ging, und habe mit den Worten: „Nicht der leistet das Beste, der vermöge seiner Überlegenheit den Sieg leicht nach Hause trägt, sondern der, der auch in aussichtslosem Ringen seine letzten Kräfte eingesetzt hat. Das ist deutsch, meine Herrschaften!", jubelnde Zustimmung einer tausendköpfigen Menge gefunden. Ich fühlte in diesem Augenblick, daß ein deutscher Sportgeist lebendig geworden ist und sich aus angloamerikanischer Gebundenheit befreien wollte.

Auch der Wettkampf bekommt durch die Forderung „Leiste Dein Bestes" einen neuen, persönlichen Sinn. Er ist nicht mehr dazu da, die beste Leistung mit Bandmaß und Stoppuhr festzustellen, sondern dem Kämpfer Gelegenheit zu geben, die Grenzen seiner Leistungsfähigkeit im Vergleich mit gleichstrebenden Kameraden zu erkennen. Gegner gibt es nicht im sportlichen Wettkampf, nur Mitkämpfer, und nicht für die Zuschauer ist der sportliche Kampf da, sondern nur für den Wettkämpfer selbst.

So gesehen und aufgefaßt, wird uns der Sport zu einem machtvollen Mittel der Erziehung zur Persönlichkeit, und wenn dieser deutsche Sportgeist den Menschen von der Kampfbahn in das Leben, bis in die Arbeitstätte und in den bürgerlichen Beruf hinein, begleitet, wenn die Forderung: „Jede von mir vollbrachte Leistung muß eine Höchstleistung, ein Rekord,

werden", Gemeingut geworden ist, dann ist mir um die deutsche Qualitätsarbeit nicht bange. Dann werden wir es vielleicht auch einmal erleben, daß die uns verloren gegangene Synthese von Mensch und Arbeit wieder gefunden wird. Auf der Sportbahn vollzieht sie sich leicht: Dort der Mensch, nur auf seine Kraft gestellt, dort die zu vollbringende Leistung, die Rennstrecke. Wille und Kraft bewirken die Synthese. Aber im bürgerlichen Leben? Ach wie oft ist uns die Arbeit nur eine mit Unlust verbundene Beschäftigung zur Erwerbung der Mittel zum Leben geworden! Darum hinein ins Leben mit dem deutschen Sportgeist von der Kampfbahn! Das ist der Sinn der zweiten großen Forderung des „deutschen Sportgeistes": Sport „treibt" man nicht, Sport „lebt" man!

Und wie hilft der Sport, der sich an den Einzelnen wendet und seine Fähigkeiten zur höchstmöglichen Entfaltung bringen will, der Erziehung zur Gemeinschaft? Nun, man pflegt den Sport in Vereinen. Wir haben Wettkämpfe, in denen Verein gegen Verein ringt. Wir nennen sie Mannschaftskämpfe. Gemeindienst heißt Opfer bringen. Wenn der Einzelne das Opfer bringt und für sich selbst auf den Sieg verzichtet, damit seine Farbe, seine Vereinsfahne, das Rennen gewinnt, dann ist schon ein Bild dafür gegeben, wie der Mensch sich als Diener einer höheren Einheit einfügen soll. Es wird über das Ich das Wir gewölbt. Ich bin darum stets dafür eingetreten, daß Mannschaftskämpfe höher bewertet werden als Einzelrennen, selbst als Meisterschaften. Kein Sportwart sollte seinen Mann, um ihn für einen Einzelkampf zu schonen, aus der Mannschaft herauslassen. Ich hatte es durchgesetzt, daß Ehrenpreise für Wettkämpfe nicht mehr gegeben werden durften. Nur für Mannschaftskämpfe waren sie in Form von Wanderpreisen gestattet; sie konnten also niemals in den Privatbesitz eines Wettkämpfers kommen.

Solch sportlich gepflegter Gemeinschaftsgeist verlangt aber etwas, was unsere Sportvereine erst lernen mußten: Die Treue zur Farbe. Man war es gewöhnt, nach Belieben von einem Verein zum anderen hinüberzuwechseln. Als die Turnerschaft sich sportlich einrichtete, ging man gern in die Sportriegen der Turnvereine, weil da der Lorbeer billiger war, und man schneller zur Geltung kam. Treue zur Farbe mußte darum zu einem heiligen Gesetz des neuen deutschen Sportgeistes gemacht und immer wieder gepredigt werden.

Daß der Sport rein und frei von jedem materiellen Nebenzweck bleiben mußte, war selbstverständlich. Schwieriger war es schon mit der Auffassung durchzudringen, daß er überhaupt keinen Zweck und kein Ziel haben sollte; also auch nicht das Ziel „der körperlichen Ertüchtigung der deutschen Jugend". Sport sollte reines Spiel bleiben und als solches ein Ausdruck des gottgewollten Veredelungstrebens der Natur sein. Daß durch den Sport die Jugend gesund und wehrhaft wird, ist also nicht gewollte Absicht, sondern ein dankbar begrüßtes, willkommenes Geschenk des Sportes. Jedes Wesen bereitet sich im Spiel auf seinen natürlichen Beruf vor. Die Katze spielt mit der Garnrolle und lernt durch dieses Spiel ihren

Beruf, das Mäusefangen. So soll auch der Mensch seiner Aufgabe, der Entfaltung höchsten und reinsten Menschentums im Dienste einer naturgegebenen Gemeinschaft, über das Spiel entgegenreifen. Damit zieht die Fröhlichkeit in den Sportbetrieb. Es fällt dem Wettkämpfer kein Edelstein aus der Krone, wenn er einmal eine Meisterschaft verliert. Gewiß sollen wir gewinnen wollen, der Sieg ist der einzige Preis des Wettkampfes; aber wir müssen es auch ertragen können, zu verlieren. Da hilft es uns, wenn wir empfinden: Es ist ja Spiel!

Stolz soll der Sportmann sein. Das Bewußtsein, sich durch Arbeit an sich selbst aus der Masse emporgehoben zu haben, soll ihn ganz erfüllen. Also kein weltabgewandter Asket, sondern ein lebenbejahender Sonnenmensch! Die Freude am eigenen Können darf er ganz genießen. Verbunden mit dem eisernen Willen zur Selbstzucht und der Pflicht der Treue zu seiner Gemeinschaft ist diese Freude am Können davor geschützt, in eitle Überhebung zu entarten.

„Ich will, ich kann, ich diene!" war der Dreiklang des deutschen Sportgeistes, wie ich ihn gepredigt und in meinen Büchern niedergelegt habe.

Man hätte erwarten sollen, daß diese einfachen Gedanken, die jedem einleuchten mußten, die sechs Millionen deutscher Volksgenossen, die in deutschen Turn- und Sportverbänden stehen, restlos ergreifen. Zu widerlegen sind die Grundlagen meines deutschen Sportgeistes nicht. Wo ich sie aussprach, fand ich begeisterte Zustimmung. Nach allen Teilen unseres Vaterlandes wurde ich gerufen und eingeladen, öffentlich zu reden. Mein Buch hatte man gelesen, man hatte es den „Katechismus des deutschen Sportes" genannt. Aber man wollte nicht nur das Buch des „Sportphilosophen", wie man mich nannte, gelesen haben, man wollte mich auch hören in lebendiger Rede mit der Wirkung von Mensch auf Menschen. Das muß doch aufwärts gehen, dachte ich, das muß die Revolution der Gesinnung einleiten, an der wir genesen können!

Sicherlich habe ich einiges erreicht, wenigstens ist mancher deutsche Sportsmann wachgerüttelt worden. Auch die Annäherung von Turnen und Sport, die sich lange Jahre erbittert bekämpften, ist durch die Verkündigung meines deutschen Sportgeistes soweit vorangekommen, daß der Aufbau einer turnsportlichen Volksgemeinschaft heute wenigstens schon erwogen wird.

Aber es ging mir wie bei der Veröffentlichung meines Werkes: „Dantes Commedia Deutsch". Ich habe geweckt, aufgerüttelt, aber keinen Erfolg für die Dauer errungen. Man sehe sich doch nur das verkappte Berufsspielertum im Fußball an! Wo ist da von dem Eindringen meines „deutschen Sportgeistes" ein Hauch zu verspüren? Ja sogar in meinen, von mir elf Jahre lang betreuten Schwimmsport droht das Unternehmertum einzubrechen. Die Vereine, die sich zu meinen Gedanken bekennen, kommen auf den Verbandstagen nicht zu Wort, und die Presse hat noch nicht gelernt, in ihren Berichten einen dicken Trennungsstrich zwischen

dem reinen Sport und dem Berufsathletentum zu machen. Es werden uns doch täglich Nachrichten von einem für hohes Honorar verpflichteten Boxer, von Sechstagerennern, die von dem Rasen auf der Zementbahn leben, als „Sportnachrichten" im „Sportteil" aufgetischt und wahllos mit Wettkämpfen reiner Sportvereine durcheinandergeschmiert. Ich habe trotz der schönsten Reden diesen Unfug nicht abstellen können. Warum wohl? fragte ich mich.

Mein Irrtum

Ein Politiker war ich nicht. Ich wollte politisch neutral sein bis in die Knochen. An eine Genesung unseres Vaterlandes, an eine Revolution der Gesinnung, die einmal kommen müsse, glaubte ich fest; aber nicht eine Partei wird sie bringen, sondern die deutsche Jugend. Sie ist noch gesund. Den Parteien halte man sich fern. Am besten gehen sie alle ohne Ausnahme kaput.

So sagte ich mir, nicht aus Abneigung gegen das politische Leben. Ich habe ehrlich versucht mit ihm Fühlung zu gewinnen. Vor dem Kriege schloß ich mich dem Kreise der Gefolgschaft Friedrich Naumanns an. Schon die Persönlichkeit des Mannes, der seinen Beruf aufgegeben hatte, um seinem Volke zu dienen, zog mich an. Seine form- und gedankenstarken Reden hatten mich wenigstens darüber belehrt, daß das deutsche Bürgertum an dem deutschen Arbeiter eine schwere Unterlassungssünde begangen habe. Prächtige deutsche Arbeitergestalten sah ich täglich in meinem bürgerlichen Beruf. National-sozial, deutsch und arbeiterfreundlich, wie ich es mir damals übersetzte, mußte doch jeder anständig denkende Deutsche sein, der das Glück hatte, an den Quellen deutscher Bildung trinken zu dürfen. Er mußte dafür sorgen, daß das, was er sich erwerben durfte, dem Bildungshungrigen zugute kam. In der Volksbildungsarbeit habe ich darum gern und freudig gewirkt. Ich verstand nicht recht, warum die national-soziale Partei Friedrich Naumanns schließlich geplatzt ist. Ich wollte es auch gar nicht verstehen. Es war mir wieder ein Beweis dafür, daß auch die besten Parteipolitiker uns nicht helfen können. Sie mögen unser Gewissen wohl aufrütteln und uns unsere Pflicht gegen die deutsche Volksgemeinschaft vor die Seele stellen, aber ihr Werk versandet schließlich in der Flachheit politischer Tagesfragen.

Nach dem Kriege, als unser Staatsgewissen geschärft worden war, habe ich Anschluß an die Deutsche Volkspartei gesucht; aber auch hier nur eine Flachheit und Gedankenarmut gefunden, die mich auf die Dauer nicht fesseln konnte.

In späteren Jahren, als die organisierten Turn- und Sportverbände bereits über sechs Millionen Mitglieder zählten, ist erwogen worden, sportliche Führer in die Parlamente zu bringen. Von der Schaffung einer „Turn- und Sportpartei" sah man ab. Das hätte unser Vaterland noch mehr zerrissen. Andererseits mußte aber der Sport in den Volksver-

tretungen zu Worte kommen. Das unglückliche Wort Stresemanns von der „Biceps-Aristokratie" hatte viel Unheil und Verwirrung angerichtet, da es auch wieder die Begriffe „Sport" und „Berufsathletentum" sinnlos durcheinander geworfen hatte, und vor allem galt es doch, für die vernünftigen Forderungen des deutschen Reichsausschusses für Leibesübungen, Spielplatzgesetz, tägliche Turnstunde usw., wirksam einzutreten. Das war am besten möglich, wenn Sportführer in Reichstag, Landtag und Stadtverwaltung saßen. Man glaubte daher, den Führern im deutschen Sportleben raten zu sollen, sich an aussichtsreicher Stelle auf die Wahllisten der politischen Parteien setzen zu lassen, die ihnen nahe ständen. Ein doppelter Vorteil, ganz abgesehen von der Vermeidung einer neuen Zerrissenheit in unserem Volke durch die Gründung einer „Turn- und Sportpartei", wäre dadurch erreicht. Mancher sporttreibende deutsche Volksgenosse, der nicht gerade einem „freien" (d. h. marxistisch gebundenen) Sportverband, der immer rot wählt, angehört, wäre aus seiner Wahlmüdigkeit aufgerüttelt worden, wenn der Name eines bekannten Sportführers auf dem Wahlzettel stünde. „Ich bekümmere mich nicht um die dreckige Politik; ich habe meinen Sport", hat man oft genug gehört. Die so denkenden Volksgenossen hätte die Kandidatur eines Sportführers bei Volksvertreterwahlen zum großen Teil erfaßt. Außerdem aber hätten die turnsportlichen Volksvertreter eine Brücke von Partei zu Partei gebildet. Durch die in ihrer gemeinsamen sportlichen Weltanschauung (der „deutsche Sportgeist", von dem ich im vorigen Kapitel sprach, ist Weltanschauung) verbundenen Mitgliedern verschiedener Parteien wäre eine überparteiliche Bindung hergestellt. Auch die Parteileitungen haben einen Vorteil von dieser überparteilichen Brücke. Sie können leicht über die sportlichen Volksvertreter den Anschluß an eine andere Partei finden, der sie sich zu einem gemeinsamen politischen Zweck verbinden wollen. Ich sah in dem parteipolitischen Getriebe das Unglück unseres Vaterlandes, aber der Gedanke, daß sportliche Führer in die Volksvertretung hinein müßten, leuchtete mir ein. Nicht so sehr wegen seiner positiven als wegen seiner negativen Seite. Ich sagte mir: Wenn unsere parteiliche Zerrissenheit ein Unglück für unser Volk ist, dann müssen die Parteien kaput gemacht werden, und man zersetzt sie leichter von innen als von außen.

Als mir darum nahegelegt wurde, mich als Kandidat von irgend einer Partei — es wäre damals die Deutsche Volkspartei gewesen — für die Reichstagswahl aufstellen zu lassen, habe ich mir lange überlegt, ob ich diesen Schritt nicht tun solle. Ich habe ihn schließlich nicht getan. Ich hätte wieder ganz enge Fühlung mit der Partei aufnehmen müssen, und es schien mir nicht anständig, eine Partei darum anzugehen, mich auf ihre Wahlliste zu setzen und die stille Absicht zu hegen, möglichst alles zu versuchen, die Parteien kaput zu machen. Den Sport, ein anständiger Mensch zu bleiben, wollte ich mir auf alle Fälle leisten. Aber auch an meinen geliebten deutschen Schwimmsport habe ich dabei gedacht. Ich hätte ihn ja, wenn ich in das politische Leben getreten wäre, verlassen

und mein Amt als erster Vorsitzender des großen deutschen Schwimm-Verbandes niederlegen müssen. Der Sport, wie ich ihn sah, der reine Ausdruck des gottgewollten, natürlichen Veredlungsdranges in unserer Selbsterziehung zu reinstem Menschentum, mußte parteipolitisch neutral bleiben. Wenn ich auch wenig auf üble Nachrede gebe, der schließlich doch kein Mensch, der öffentlich wirkt, entgehen kann, so hatte ich selbst doch schon reichlich oft über ein Sportbonzentum geschimpft, über die Leute, denen ihre sportliche Führerstellung als Sprungbrett zu irgend einem erstrebten öffentlichen Pöstchen dient. Sollte ich da den Anschein erwecken, als gehöre ich selber zu diesem Gelichter? Sollte ich mir nachsagen lassen: Immer hat er uns vorgelogen, man müsse nur um des Dienstes an der Gemeinschaft willen seinen Führerposten einnehmen. Jetzt, wo er Reichstagsabgeordneter werden kann, zeigt er sein wahres Gesicht. Er ist auch nicht besser als die Anderen, nur verlogener!?

Alle diese Erwägungen und ein kleiner Einblick hinter die Kulissen des politischen Lebens in Berlin brachten mich dazu, mich völlig fern zu halten. Ich glaubte, mich nie mehr in meinem Leben einer politischen Partei je anzuschließen. Ich hoffte auf die Revolution der Gesinnung, die von der deutschen Jugend ausgehen werde.

Die Bewegung Adolf Hitlers lag mir völlig fern. Wohl hatte ich von ihr gehört und gelesen, und die Bezeichnung „Nationalsozialisten" erinnerte mich an die nationalsoziale Partei Friedrich Naumanns, der ich früher nahestand. Ein Grund, tiefer in die Gedankengänge der Hitler-Bewegung einzudringen, lag für mich nicht vor. Sie war eine Partei, und mit Parteien wollte ich nichts mehr zu tun haben. Und dann schien sie mir eine sehr üble Partei zu sein. Ich glaubte einem politisch sehr beschlagenen Freunde, der mir sagte: „Das sind Kommunisten, die nur auf nationalem Wege ihren Bolschewismus durchsetzen wollen, Radaubrüder, hinter denen absolut kein Gedanke steht." Dazu kam der mich geradezu abstoßende Antisemitismus. Wieviel Juden hatte ich doch kennen gelernt, die ich restlos verehren mußte! Wie oft hatte ich, wenn ich irgendwo für einen notleidenden Menschen um Hülfe bat, gerade bei Juden offene Hände gefunden. Von dem Antisemiten Adolf Hitler wollte ich nichts wissen. Nur die Betonung des nationalen Geistes war mir das einzig Erfreuliche an der Hitlerpartei.

Meine Vorliebe für Dante und Studien auf dem Gebiete der Kunst hatten mich wiederholt nach Italien geführt. Ich kenne Italien recht gut, und da ich auch die Sprache leidlich beherrsche, bin ich auf Dantes Spuren gewandelt, die von der großen Reiseroute Mailand—Florenz—Rom—Neapel—Palermo abseits liegen. In den kleinen Apenninnestern, wo man ohne Beherrschung der Landessprache nicht auskommt, kam ich in innigere Berührung mit der italienischen Volksseele als in den Hotels der Großstädte. So habe ich den Unterschied zwischen dem Italien der Vorkriegszeit und dem faschistischen des Diktators Mussolini erlebt. Ich sah, wie der Wille und die Kraft eines Menschen, aus einer chaotischen Unordnung des

Volkslebens eine kosmische Ordnung geschaffen hatten, und ich beneidete dieses Volk um diesen einen Menschen. Wenn uns in Deutschland doch auch einmal ein solcher Diktator erstände, der uns das einhaucht, was wir am bittersten nötig haben, völkischen Stolz, so wie es Mussolini seinem Volke getan hat!

Aber woher sollte dieser Retter kommen? Stresemann? Ich liebte ihn nicht mehr, seit er mir mit seiner Rede über die Biceps-Aristokratie so gründlich bewiesen hatte, wie wenig er sich die Gedanken unserer sportlichen Jugend zu eigen gemacht hatte; aber auf wirtschaftlichem und politischem Gebiet schien er mir doch recht tüchtig zu sein. Ich habe die Tage, als Deutschland in den Völkerbund aufgenommen wurde, selber in Genf und Lausanne miterlebt. Wir waren doch jetzt gleichwertig im Rat der Völker, und das war Stresemanns geschicktes Werk. Auch unsere Wirtschaft — so schien es mir wenigstens — wollte sich wieder beleben. Ein guter Diplomat, über den wir uns freuen sollten, ist Stresemann sicher, dachte ich, hoffentlich bleiben die auswärtigen Angelegenheiten noch recht lange in seiner Hand. Aber, wenn ich sein Format mit dem eines Mussolini verglich, da mußte ich gestehen: Der Retter, den wir brauchen, wird er nicht sein. Völkischen Stolz hat er uns nicht eingehaucht.

Und wenn ich mich sonst in der politischen Arena nach einem Führer umsah, wie trostlos sah es da aus! Hindenburg verehrte ich sehr. Ich stand drei Stunden lang neben ihm, als wir den Grundstein zum Sportforum in Berlin gelegt haben, und war auch bei seinem Besuch im Frankfurter Stadion an seiner Seite gewesen. Den Eindruck seiner Persönlichkeit hatte ich ganz in mich aufgenommen. Er war mir das menschgewordene deutsche Pflichtgefühl. Danken wir Gott, daß es eine solche Gestalt gibt, die als Symbol unter uns lebt und an einer Stelle steht, wo sie gesehen wird! Aber der Retter, auf den wir warten, muß beweglicher sein. Nicht eine eherne Gestalt deutscher Tugend, die in vergangenen Zeiten wurzelt, nein, die Verkörperung unserer Sehnsucht, unseres Suchertums von heute in Menschengestalt! Aber wo blieb sie? Wo war sie zu finden?

So war meine völlige Abkehr vom politischen Leben keine mangelnde seelische Teilnahme an unserem politischen Schicksal. Sie war erfolgt durch das klägliche Fiasko, das ich erlebte, wenn ich nach politischen Führerpersönlichkeiten von dem Ausmaß eines Mussolini Umschau hielt. Daß nur eine Persönlichkeit uns retten konnte, war mir klar; denn in dem Zusammenwirken der persönlichen und der sozialen Kräfte lag für mich ja jeder Kulturfortschritt. Das war ja auch die Grundlage meiner sportlichen Ethik. Die soziale Welle hatte unsere Tage mächtig ergriffen; die starke politische Persönlichkeit fehlte.

Mit um so heißerem Herzen hing ich mich darum an den Gedanken, daß Deutschland durch seine sportliche Jugend gesunden müsse. Daran glaubte ich; aber dieser Glaube hat mich betrogen.

Die ersten Zweifel kamen mir bei den Olympischen Spielen in Amsterdam im Jahre 1928. Unsere Mannschaft hatte die Weltmeister-

schaft im Wasserball errungen. Es war der einzige deutsche Mannschafts-sieg. Da mir nach meinem deutschen Sportgeist der Wert der Mannschafts-kämpfe hoch über dem der Einzelrennen stand, war ich auf meine Mann-schaft besonders stolz und ihrem Führer, der sie zum Siege geführt hatte aus vollem Herzen dankbar. Der deutsche Reichsausschuß für Leibes-übungen lud alle olympischen Sieger in seinem Hotel mit den Führern der Sportverbände zu einer Siegesfeier. An der Mitte der Tafel saß der Präsident des Reichsausschusses, der frühere Staatssekretär Dr. Lewald, ihm zur rechten Seite der Berliner Verleger Ullstein, der für die olympi-schen Spiele finanziell sehr viel getan hatte. Dem Präsidenten gegenüber der Herzog Adolf Friedrich von Mecklenburg, links von ihm, also Ullstein gerade gegenüber, ich. Bei diesem Siegerbankett bekam mein Glaube an den deutschen Sport den ersten Stoß. Herr Ullstein hielt eine Rede und überreichte jedem Weltmeister und jeder Weltmeisterin der deutschen Olympiakämpfer eine goldene Uhr mit Gravierung etwa der Worte „zur Erinnerung an meinen olympischen Sieg vom Ullstein-Verlag". Das hätte ich dem Herrn Ullstein noch gar nicht so übel genommen, denn er konnte doch vom deutschen Sportgeist, dem der Sieg selbst der einzige Kampf-preis ist, nichts wissen. Daß aber dann der Präsident des Reichsaus-schusses Herrn Ullstein für sein dem deutschen Sport durch diese Uhren-spende bewiesenes Interesse in einer schönen Rede dankte, war mir sehr peinlich. Ich begnügte mich damals mit der Bemerkung: „Bei den wirk-lichen olympischen Spielen der Alten gab man dem Sieger einen leben-digen Zweig vom heiligen Baum des Zeus, um ihm den sportlichen Amateurgedanken vor die Seele zu stellen, bei den Weltmeisterschaften, die den Alten den Namen gestohlen haben, macht man das heute mit goldenen Uhren!"

Dieses Erlebnis in Amsterdam hat meine Gedanken lange sorgenvoll beschäftigt. Merkt denn unsere höchste sportliche Leitung gar nicht, daß hier etwas geschieht, was unserem sauberen deutschen Sportgeist ins Gesicht schlägt? Sucht da nicht irgend eine im Verborgenen wirkende Kraft unseren Sport zu vermaterialisieren? Wir gewähren ihr Einlaß und bedanken uns noch dafür!

Ich habe über dieses Erlebnis in Amsterdam nie öffentlich gesprochen. Ich dachte schließlich: Es ist eine einmalige Entgleisung. Warum soll man deshalb verzweifeln? Es ist nicht gerade klug, wenn man von einer Ent-gleisung öffentlich redet. Aber die Zeichen, wie der materialistische Geist an der Tür des Sportes anklopft, mehrten sich. Ich sah mehr hinter die Kulissen. Da sah es manchmal sehr übel aus. Die sportlichen „Kanonen" wurden, wie das schöne Wort sagt, „verpflichtet". Sie kamen zu Wett-kämpfen, wenn man ihnen die Reise zweiter Klasse und Unterkommen im feinsten Hotel bezahlte. Bei sportlichen Kongressen gab es Festessen, die schließlich immer wichtiger wurden. Mich ließ man ruhig meinen reinen deutschen Sportgeist predigen. Er war ein so schönes Aushängeschild für eine saubere Gesinnung; aber hinter ihm rührte sich leis ein verborgenes

Unternehmertum, das mit Veranstaltungen sportlicher Wettkämpfe ganz gut auf seine Rechnung kam. Die Schlagzeile arbeitete in der Presse, die den Nervenkitzel sportlicher Kämpfe ihren Lesern vorsetzte, der es aber einerlei blieb, in welchem Geiste gekämpft und gesiegt wurde.

Ein Ereignis schließlich war es, das mich dazu brachte, einzusehen, daß mein Ansatzpunkt, unserem deutschen Volke durch die Verbreitung einer sportlichen Gesinnung in der deutschen Jugend zur Gesundung zu verhelfen, vielleicht richtig gewählt war, daß es mir aber nicht gelungen sei, den Geist des Materialismus, das volkzersetzende Gift, im Sport zu überwinden.

Im Spätsommer 1930 fand ein internationales Wasserballturnier in Nürnberg statt. Im Rahmen der Veranstaltung war eine Ehrung der gefallenen deutschen Helden vorgesehen, und ich war gebeten worden, die Gedächtnisrede in der würdigen Ehrenhalle der deutschen Gefallenen im Luitpoldhain zu halten. Da standen nun in der Weihestunde, die deutschen Helden galt, die Mannschaften aller teilnehmenden Nationen, unter ihnen die englische, die französische und die belgische, aufgebaut, nur die deutsche Mannschaft fehlte! Das war ein so grauenhaftes Erlebnis nicht nur für einen deutschfühlenden Menschen, nein für mich, für den Führer des deutschen Schwimm-Verbandes, dieser Hunderttausende deutscher Volksgenossen umschließenden Gemeinschaft, der ich elf Jahre lang meine besten seelischen Kräfte gegeben hatte, daß ich tief traurig mich fragte: Ist das die Quittung auf all dein ehrliches Wollen und Streben?

Noch einmal, zum letzten Male, versuchte ich meinen Verband hochzureißen. Vor einer entscheidenden Sitzung der schwimmsportlichen Führer veröffentlichte ich einen Aufsatz: „Schwimm-Verband, erwache!" Schon der Titel löste einen Sturm der Entrüstung, vor allem in der Ullsteinpresse, aus. Es nutzte nichts, daß sich mein Aufsatz völlig frei von irgend einer parteipolitischen Werbung hielt. Wer „erwache" ruft, ist Nazi, und als solcher in der jüdischen Presse gerichtet. Auf der entscheidenden Sitzung stieß ich auf völliges Unverständnis bei meinen Vorstandskollegen. Man verstand nicht, wie ich mich so gewandelt und verändert haben könnte, ja, man hielt mich, glaube ich, fast für geisteskrank. Ich hatte den Antrag gestellt, denn ich hier im Wortlaut wiedergebe:

> „Der deutsche Schwimm-Verband hat die satzungsgemäße politische Neutralität stets zu wahren. Er versteht unter politischer Neutralität des Sichfernhalten von jeder parteipolitischen Tendenz. Der deutsche Schwimm-Verband hält es aber für notwendig, öffentlich zu bekunden, daß seine Arbeit das Ziel hat, deutsche Gesinnung zu pflegen und an der Veredelung des deutschen Menschen auf körperlichem und seelischem Gebiet tatkräftig mitzuarbeiten. Er betrachtet diese Aufgabe als einen wesentlichen Teil seiner Arbeit und sich selbst in seinem bewußten Höchstleistungsstreben als den Vertreter eines Sportgedankens, der Ausdruck des gottgewollten Veredelungsstrebens der Natur ist. Wettkämpfe pflegt

der deutsche Schwimm-Verband nicht als Selbstzweck, sondern als Mittel der Verbreitung der sportlichen Gesinnung, deren Träger er sein will."

und einen Einbau unseres Verbandes in die deutsche Turnerschaft, die die Pflege deutscher Art zur satzungsgemäßen Aufgabe sich gestellt hatte, zu einer turnsportlichen Volksgemeinschaft gefordert. So hoffte ich meinem Verbande wieder einen Hauch deutschen Geistes zuzuführen, der mir nach dem Erlebnis in Nürnberg völlig verloren gegangen zu sein schien. So hoffte ich meinen Verband davor zu retten, ein Werkzeug des Pazifismus zu werden. Es war umsonst. Die Mehrheit — und das waren alle außer mir — beschloß, über meine Anträge „unter Anerkennung meiner Verdienste" zur Tagesordnung überzugehen. Da legte ich mein Amt als erster Vorsitzender des deutschen Schwimm-Verbandes nieder. Jetzt wollte ich frei sein, unbelastet von der Rücksichtnahme auf einen politisch-neutralen Sportverband. Jetzt erklärte ich, Politiker im Dienste Adolf Hitlers sein zu wollen, über den und dessen Bewegung ich inzwischen hatte anders denken lernen. „Wie konntest Du Dich nur so wandeln?" hörte ich, voll Mitleid und Bedauern, meine Freunde und Vorstandskollegen sagen. „Wie konnte ein Mann von Deiner Bildung in das Netz dieses Volksverführers, dieses tschechischen Juden Adolf Hitler geraten?" Man wollte mir die „Beweise" bringen, daß Adolf Hitler ein tschechischer Jude sei, um den armen, irrsinnigen Freund in letzter Stunde noch zu retten, ehe er unfehlbar „tragisch enden" müsse. So sprachen deutsche Sportführer noch am 9. November 1930!

Und wie habe ich mich geändert? Ist nicht meine ganze Tätigkeit elf Jahre lang auf das Ziel eingestellt gewesen, den Sport deutsch zu machen? Auch darüber wurde ich aufgeklärt.

Ein Gedicht, das ich mir vor mehr als 30 Jahren als Münchener Student gewissermaßen zum eigenen Lebensmotto im Isartal geformt und in mein Notizbuch geschrieben habe, ist auch in meinem Buch vom „deutschen Sportgeist" zitiert. Es heißt:

Such' auf der Erdenwanderschaft
Zum Ganzen immer mehr zu reifen,
Und zage nicht, mit kühner Kraft
Stets nach dem höchsten Ziel zu greifen.
Dann füge dienend Dich als Stein
Dem Tempelbau der Menschheit ein.

Da haben wir's. „Der Menschheit" habe ich gesagt und nicht „deinem Volke". Unglücklicherweise hatte ich auch noch ein Bild gebraucht, das dem Bauhandwerk entnommen war. Das entsprach ganz freimaurerischem Geiste. Man hatte gar nicht gemerkt, an welche Stelle in meinem Buche vom deutschen Sportgeist ich diese Strophe gesetzt habe: an den Schluß des Abschnittes, in dem ich von „Sport und Religion" sprach! Vor Gott können wir von „Menschheit" reden, vor den Menschen selbst aber nur von

„unserem Volke!“ Daß der ganze Inhalt des Buches sich nur um den Gedanken dreht, die Seele unseres deutschen Volkes in den Sport zu tragen, hatte man weniger beachtet als diese eine gereimte Stelle. Sie paßte so gut zu dem Bestreben, den Sport in den Dienst des Pazifismus zu stellen. Was lassen sich herrliche Worte von Völkerversöhnung an diesen gereimten Text knüpfen! Auch ich selbst hatte von der völkerverbindenden Kraft des Sportes gesprochen; aber stets nur in dem Sinne, daß jedes Volk seine eigene Wesensart im Geiste seiner sportlichen Betätigung möglichst rein zum Ausdruck bringen sollte. Dann lernen sich die Völker gegenseitig achten und führen dem Sport sittliche Kräfte zu. Eine völkische Unterschiede verwischende allgemeine Verbrüderung hatte ich stets bekämpft.

Auch in meinem Dante ist an einer Stelle in dem höchsten Himmel von dem Menschheitgedanken die Rede. Aber an ihn wird erst gerührt, wenn die an Raum und Zeit gebundene Welt tief unter dem gottsuchenden Himmelswanderer liegt. Das war ja für mich gerade das Großartige an Dante, daß er selbst im Angesichte Gottes noch Florentiner blieb.

Es war mein Fehler, daß ich diese in meiner Studentenzeit gereimten Reihen dem deutschen Sport auf die Fahne geschrieben habe. Mir waren sie ein Ausdruck für die Synthese des schöpferischen persönlichen und des dienenden sozialen Gedankens. Meine Gefolgschaft las aus ihnen nur das heraus, was sie für ihre volksverbrüdernden Sportwettkämpfe im Ausland gebrauchen könnte und legte ihren pazifistischen Geist in meine Worte. Als das zutage trat, glaubte sie, ich selbst sei ein anderer geworden, und ich stand allein gegen sie. Meine Aufforderung zu einem deutschen Bekenntnis wurde einfach nicht mehr verstanden. Ich hatte den Abstand zwischen Führer und Gefolgschaft zu groß werden lassen. Das war die Lehre, die ich aus elfjähriger Bemühung, die das Ziel nicht erreichte, ziehen mußte.

Der Weg zum Nationalsozialismus

Nach der Auflösung des Reichstags im Jahre 1930 stand ich vor der Frage, welcher Partei ich bei der erst für den 14. September 1930 ausgeschriebenen Wahl meine Stimme geben sollte. Es war noch lange Zeit bis dahin, und ich hatte Gelegenheit, mich recht gründlich auf diese Frage vorzubereiten. Groß war die Auswahl für mich überdies schon nicht mehr. Der Name Adolf Hitler wurde in diesen Tagen schon so vernehmlich durch Deutschland gerufen, daß ich trotz seiner mir bekannten antisemitischen Einstellung für nötig hielt, etwas tiefer in die Weltanschauung der Nationalsozialisten einzudringen. Ich studierte ihr politisches Programm, las mich in das ganze Schrifttum hinein, Hitlers Buch „Mein Kampf“ fesselte mich ganz außerordentlich. Und je tiefer ich eindrang, um so mehr empfand ich, daß das, was ich da fand, alles erfüllte, was ich selbst auf

anderem Wege für mein Vaterland erstrebt hatte, worum ich mich seit dem Kriege bemüht, worum ich gekämpft hatte. Aber ich fand noch viel mehr. Das war ja gar keine politische Partei, was Adolf Hitler geschaffen hatte. Das war ja formgewordene deutsche Sehnsucht, das war eine deutsche Weltanschauung, die nur notgedrungen parteipolitische Formen angenommen hatte, um überhaupt wirksam werden zu können. Sagt nicht die Überschrift über dem Programm schon, daß die Form der politischen Partei sofort aufgegeben wird, wenn die Weltanschauung sich durchgesetzt hat? Und leuchtet aus dem Schluß des „Parteiprogrammes", aus dem Gelöbnis, mit seinem Leben für eine erkannte Wahrheit einzutreten nicht der wunderbare, echt deutsche Bekennermut, wie Luther ihn uns zeigte? Und der Antisemitismus, der mich früher so abgestoßen? Ich habe Hitler zweimal in Riesenversammlungen gehört, wo er wie ein Apostel seines Glaubens gesprochen. Da hörte ich nichts von antisemitischen Hetzreden. Da empfand ich klar, daß sein Kampf nicht gegen die Juden, sondern für die Deutschen geht. Aber wie viel klarer hatte er gesehen als ich!

In meiner ersten Rede, die ich selbst im Dienste der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei gehalten habe, sofort am Tage nach meiner Amtsniederlegung, am 10. November 1930, habe ich dem, was ich von Hitler gelernt hatte, Ausdruck gegeben. Ich führte etwa folgenden Gedankengang aus:

Wie ein Baum im Boden wurzelt, so steht ein Volk in seiner Geschichte und seiner Kultur. Zu Waldboden sind die gefallenen Blätter, die abgelagerten Reste früheren Lebens geworden. Auch unsere Geschichte, unsere Kultur sind abgelagertes Leben der Vergangenheit. In sie hinein treibt der deutsche Mensch sein Wurzelwerk, saugt seine Nahrung aus ihnen und wandelt diese Nahrung zu lebendigem Gegenwartdasein, wie der Baum seine dem Boden entnommenen Säfte in arteigenes Leben umwandelt, „nach dem Gesetz, nach dem er angetreten". — Eiche schafft Eichen- und Tanne Tannenleben. So ist das Wachstum von Bäumen und von Völkern gottgewollter Beruf, und Treue zur eigenen Art Erfüllung des Schöpferwillens. Wie Gott zu dem Eichbaum sprach: Wachse von der Stelle, wo Du stehst, mir entgegen, weite Dich zu tausend Ästen und Zweigen, schicke diese hinaus ins Leben und vereinige sie alle wieder in einer einzigen, grünen, rauschenden Blätterkrone, so hat er auch unserem deutschen Volke seine Aufgabe gestellt: Von dort, wo unser Platz ist auf der Erde, zwischen dem ewig gegensätzlich getrennten Weltosten und Weltwesten sollen wir durch Wandlung der aus unserem Mutterboden, aus unserer deutschen Kultur, entnommenen Säfte in arteigenes Volksleben emporwachsen. Mit unserer nordischen Wesensart sollen wir die immer getrennten Welten in Ost und West überragen und überschatten wie der Baum seine Wipfelkrone über das Unterholz wölbt. Vom Osten ist jeder religiöse Gedanke aufgestiegen, jede Kraft, die uns von dieser Welt emporhob; der Westen ist erfüllt von dem auf das praktisch Erreichbare gerichteten Geist des Angloamerikaners.

Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Bruſt,
Die eine will ſich von der anderen trennen.
Die eine hält in derber Liebesluſt
Sich an die Welt mit klammernden Organen,
Die andre hebt gewaltſam ſich vom Dunſt
Zu den Gefilden hoher Ahnen.

Die Zerriſſenheit der beiden in ihm gegeneinander ringenden Seelen, die Fauſt fühlt, iſt deutſche Tragik. Ihre Syntheſe zu einer höheren Einheit wäre die Erfüllung der gottgewollten deutſchen Kulturaufgabe in dieſer irdiſchen Welt. Wir ſind zu dieſer Miſſion berufen; denn in den abgelagerten Reſten deutſchen Lebens der Vergangenheit liegt die Nahrung zur Erfüllung dieſer Aufgabe. Wir ſind nicht nur das Volk der Dichter und Denker; auch einem Siemens, einem Liebig, die wahrhaftig ganz auf dieſer Welt ſtanden, iſt unſer Vaterland Heimat geweſen.

Aber, wenn die Lebensſäfte des Eichbaums noch ſo geſund ſind, er erfüllt ſeine ihm von Gott geſtellte Aufgabe nicht, wenn ſich die Miſtel, die Schmarotzerpflanze, in ſeinem Gezweige anheftet. — Sie ſchafft nicht eigene Arbeit durch Wandlung der Säfte aus dem Boden in Gegenwartleben. Sie nimmt fertig geformte Eichenſäfte aus dem ſchaffenden Stamm, um ihr elendes Daſein zu friſten. Nicht nur der prächtige Eichbaum wird durch den Schmarotzer getötet, der Dieb ſelbſt verkümmert in ſeinen Organen. Sie „degenerieren", ſie entarten, weil ſie nicht zu ihrem von Gott geſetzten Zweck gebraucht werden. Leben heißt ſchaffen, nicht ſtehlen. Wir können als Volk nicht leben, wenn wir einen Schmarotzer auf uns tragen, der von unſeren Säften lebt. Wir ſterben ab, und der Fremdkörper gleichfalls. So verſtehe ich Adolf Hitler, wenn er ſagt, daß das Aufgeben unſerer deutſchen, völkiſchen Art den Untergang der Welt, das Chaos, bedeute.

Und dieſer Schmarotzer auf dem lebendigen Stamm unſeres deutſchen Volkes iſt der materialiſtiſche Geiſt. Das mit dem Zeitalter der Naturwiſſenſchaften bei uns eingezogene analytiſche Denken hat ihn groß werden laſſen. Er iſt uns artfremd. Er widerſpricht aber nicht dem jüdiſchen Empfinden. Er wirkt zerſetzend, weil er analytiſch iſt, und der beſte Analytiker iſt der Tod, der ſchließlich alles auflöſt und zerſetzt.

Ich hatte an die geſunden Säfte im deutſchen Eichenſtamme geglaubt. Ich mußte an ſie glauben, denn ich habe ſie geſehen im Leben der ſportlichen deutſchen Jugend. Die Miſtel, die ſich oben im Blattwerk der Baumkrone häuslich eingerichtet hatte und mit ihren kümmerlichen Luftwurzeln die Eichenſäfte ſtahl, fertig Geformtes dem Stamm entzog, um ihr eigenes Schmarotzerdaſein zu leben, hatte ich überſehen. Das prächtige grüne Blätterdach entzog die grauen, lederähnlichen Miſtelblätter, die ja ſo traurig, ſo kümmerlich, ſo unſcheinbar ſind, weil ſie nicht ſelbſt ſchaffen und wandeln, meinem Blick. Aber, wenn der Eichbaum am Leben gehalten werden ſoll, wenn deutſche Art die uns geſetzte Kulturaufgabe in der Welt noch löſen ſoll, dann muß der Forſtmann jetzt, in letzter

Stunde, kommen und den Stamm von der Schmarotzerpflanze befreien. Und dieser Forstmann ist gekommen. Er ist ein Symbol der deutschen Sehnsucht. Nicht die in Erz geronnene Verkörperung deutscher Tugend der Vergangenheit, nein, die Gestalt, die in die Zukunft weist und aus deutschem Frontgeist ihre Nahrung zieht!

Die Kräfte einer Menschenseele sind die Kräfte des Glaubens, des Verstandes und des Willens. „Glaubt, erkennt und wollt!" Diese drei Worte, nur diese drei, werden uns von dem Verkünder neuen deutschen Geistes zugerufen, aber jedes Wort mit gleicher Stärke, da Glaube, Verstand und Wille in dem Künder unserer Zukunft den gleichen Raum einnehmen und sich zu seiner Seele zusammenschließen. „Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon" heißt es in der Bergpredigt. Folgt der menschgewordenen deutschen Sehnsucht, die Euch das Hakenkreuz voranträgt, dann bleibt Ihr treu eurer Art, und dann dient Ihr Gott!

Als ich fühlte, daß die neue deutsche Weltanschauung an das Heiligste rührte, das sich in einem Menschen regen kann, war es für mich Notwendigkeit, ihr nun mit meiner ganzen Kraft zu dienen, und in diesem Dienst überwand ich die Hemmungen, die mich früher der „Partei" fern gehalten hatten, leicht.

Der Antisemitismus ist, das hatte ich nun erkannt, keine Hetze gegen die Juden, sondern Dienst am Deutschen. Notwendiger Dienst ist er, weil der Geist, der heute Presse, Theater, Kunst und Geschmack beherrscht, artfremd unserem und arteigen dem jüdischen Wesen ist, das analytisch eingestellt ist. Diese analytische Art, die sich als Werkzeug nur des Verstandes bedient, bringt es auch mit sich, daß vielfach von Juden so viel Hervorragendes auf naturwissenschaftlichem Gebiet geleistet worden ist, daß wir z. B. so viele gute jüdische Chemiker und Ärzte haben. Und auch die großen Erfolge, die uns die Erfindungen eines Ehrlich und eines Haber gebracht haben, erklären sich, so gesehen, ganz leicht. Sollte es einem Juden, der in Deutschland lebt und seinen Verstand auf deutschen Hochschulen, an deutschem Bildungsgut genährt hat, denn ganz unmöglich sein, ein Werk zu schaffen, das auch dem Volke, das ihn bewirtet, einmal zum Segen gereicht? Die Begründung der Chemoteraphie und der Stickstoffsynthese sind sicher nicht das, was die Nationalsozialisten als „jüdischen Geist" bezeichnen. Es sind wissenschaftliche Errungenschaften, deren Wert für unser Vaterland und seine Wirtschaft dankbar anerkannt werden kann. Um so schärfer muß aber der Kampf für die bedrohte deutsche Art einsetzen, und dieser Kampf richtet sich gegen die Vergiftung unseres Geschmacks in der Kunst und gegen die Vergiftung unserer Seele durch die sogenannte „öffentliche Meinung" in der Presse. „Dadaismus, Kubismus, Futurismus" sind Unkunst, da sie analytisch arbeiten. Kunst ist die durch die Kraft einer Persönlichkeit zusammengehaltene und geformte Natur. Jede wahre Kunst muß synthetisch d. h. aufbauend wirken; denn nur dann kann sie auch erbaulich sein. Das gilt für bildende Künste, für Architektur, für Musik und für Poesie, kurz für jede Kunst.

Aber hier sehen wir den artfremden analytischen Geist überall an einer Vergiftungarbeit tätig, und erkennen bei genauem Zusehen, daß dieses Gift vom Menschen jüdischer Rasse ausgestreut wird. So sehen wir auch die Presse meist in jüdischen Händen und nehmen durch sie artfremde Nahrung auf. Das sind die Misteln an den deutschen Eichstämmen, die herunter müssen, auf alle Fälle, ehe es zu spät geworden ist.

So ist auch der von Juden begründete Marxismus, weil er analytisch aufgebaut ist, artfremdes Volksgift. Mögen vor Gott alle Menschen gleich sein; in dieser raum- und zeitgebundenen Welt ist nicht alles gleich was Menschenantlitz trägt. Wie Bäume sich nur mit Bäumen gleicher Art zur Gemeinschaft des Waldes verbinden, und Mischwälder aller Bäume schon durch die Verschiedenheit der Lebensbedingungen ausgeschlossen sind, wie sich Schafe nur mit Schafen zu Herden und Rehe nur mit Rehen zu Rudeln verbinden, so können sich auch nur Menschen gleichen Blutes zur Gemeinschaft eines Volkes zusammenschließen. Die Unterschiede sind gottgewollt. Dante sagt, daß, ehe Menschen auf der Erde waren, so viele Bilder Gottes aus dem Dauernden ins Zeitliche leuchteten, als es Engel gab. In meiner Eindeutschung lautet die Stelle:

Er, der unendlich über allem waltet,
Hat jeden ganz mit seinem Licht erfüllt,
Von Engelkräften liebend nun gestaltet,
Erstrahlt millionenfach das höchste Bild,
Und, eh die Erde Leben noch entfaltet,
Eh sich in Formen eure Welt gehüllt,
Da glühte in das All der Ewig-Eine
In millionenfachem Widerscheine.

Darum ist jeder Mensch und jedes Volk ein Gottesgedanke, und Gott denkt denselben Gedanken nicht zweimal. Er will Unterschiede in seiner Natur und in der Welt, in der er sich verbirgt, und durch die er sich offenbart.

Diesem göttlichen Willen widerspricht die Lehre, die von der Gleichheit aller redet, die Menschenantlitz tragen. Die nächste logische Folge dieser widergöttlichen These ist die Forderung, daß alle Menschen gleiches Anrecht auf die Güter des Lebens haben. Man muß sie darum abbauen, damit jeder seinen Teil erhalten kann. So kommt ein falscher Sozialismus ans Licht, der analythisch, auflösend und zerstörend arbeitet. Den wahren Sozialismus hat das Christentum in die Welt gebracht. Es geht vom Einzelmenschen aus, schließt diese zu Gemeinschaften zusammen, in denen jeder dem anderen und alle dem Ganzen dienen. Dieser Sozialismus wirkt syntetisch, aufbauend.

Darum hat die Lehre des Juden Markus Mardochai, der den deutschen Namen Karl Marx angenommen hatte, die deutsche Volksgemeinschaft zersetzt und zwischen durch Blut und Sprache verbundene Volksgenossen trennend den Klassenhaß geschoben. Das ist der „jüdische Geist", dem der Kampf für den deutschen Menschen gilt. Völkisches Empfinden steht

diesem Geiste, der immer mehr um sich greift, als Hindernis im Weg. Darum soll das völkische Empfinden ausgerottet werden.

Mit dieser Erkenntnis fiel es mir wie Schuppen von den Augen: Man will Gott den Gedanken, den er in seinem deutschen Volke in die Welt getragen hat, nicht zu Ende denken lassen. Darum ist mir das Banner des Hakenkreuzes heilig geworden, und, weil ich fromm bin, wurde ich Nationalsozialist.

Schlußwort

Mein religiöses Empfinden hat mich zum Nationalsozialismus geführt und mich erkennen gelehrt, daß der wahre Sozialismus nur national sein kann. Über die Politik habe ich den Weg zum Hakenkreuz nicht gefunden.

Als die Frage an mich herantrat, das Volksbegehren gegen den Young-Plan zu unterschreiben, lagen Überlegung und Empfindung in mir im Streit. Mein Verstand sagte mir: Welche Torheit begehst du mit der Unterschrift, welche rohe Zerstörung eines stillen Wachstums. Nun wird endlich einmal von geschickten Händen unser Wirtschaftsleben wieder aufgebaut, die Forderungen der Feinde durch kluge, diplomatische Verhandlungen ermäßigt! Damals habe ich ja fest an ein zielbewußtes Werk Stresemanns geglaubt. Sollte ich nun hingehen und mithelfen, diese Saat, die eben reifen wollte, zu zerstören? Aber mein Gefühl redete anders: Du mußt es tun, auch wenn Unheil daraus entsteht! Zum ersten Male wirst du selbst gefragt. Nur hier kannst du es ausdrücken, daß du etwas nicht anerkennst, was auf einer Unwahrhaftigkeit, auf der Kriegsschuldlüge, aufgebaut ist. Du mußt es tun, auch wenn du dabei den „Zuchthausparagraphen" mit anerkennst! Mein Gefühl hat gesiegt, ich habe unterschrieben, und heute weiß ich, daß auch der „Zuchthausparagraph" seine Berechtigung hatte.

Wie oft hat ein Sieg des Gefühls über den Verstand Segen gebracht, wie oft ist gerade das politische und diplomatisch Richtige doch das Falsche gewesen! Luther war kein guter, zunftmäßiger „Politiker", als er auf den Reichstag nach Worms ging. Er mußte sich doch sagen, wie sich das „freie Geleit" des Kaisers an Johann Hus bewährt hatte, mußte wissen, daß er den spanisch erzogenen Monarchen nicht bekehren könne. Sein politisch klügerer Kurfürst hielt es dann ja auch für geraten, ihn auf die Wartburg einzusperren, damit er nicht mehr in Versuchung komme, derartige Torheiten zu wiederholen. Aber wie gewaltig hat sein Bekennermut in die Geschicke unseres Volkes eingegriffen. Wie richtig war dann das deutsche Wort: „Hier steh ich, ich kann nicht anders!" War es denn politisch klug von Bismarck, gerade in der Konfliktzeit von „Eisen und Blut" zu reden? Ein zünftiger Diplomat hätte das sicher vermieden. Und doch war dieses Wort Wahrheit, die heraus mußte, auch wenn sie alles über den Haufen warf, was der Verstand erklügelt.

Das sind Naturgewalten in der Menschenseele, die aus ihr herausbrechen wie die Lava aus Vulkanen. In Führergestalten sind sie wirksam, der Bonze spürt von ihnen nichts. Bei ihm ist alles geglättet und geschichtet wie in den Sedimentgesteinen unserer Erdkruste. Da ist der aufgebaute Posten, auf dem man sitzt, weil er da ist. Der Führer gleicht dem Urgestein, das in der feuerflüssigen Glut des Kernes wogt, zur Höhe treibt, die abgelagerten Schichten durchbricht und nach eigenem Gesetz sich formt. Dämonische Menschen sind die großen Führergestalten, dämonisch im besten und heiligsten Sinne. Sie müssen, sie können nicht anders. Und mit denselben Schauern der Ehrfurcht stehen wir vor diesen dämonischen Menschen wie vor der gestaltenden Kraft des Urgesteins in geheimnisvoller Tiefe. Das floß noch unmittelbar aus Gottes Hand, was dort im Kerne unserer Erde wogt. Regen und Wind und die Einflüsse äußerer Kräfte haben an diesem Glutgestein, das herausbrechen und an der Oberfläche Form werden will, noch nicht genagt. Die Ehrfurcht, so nahe dem Gottgeschaffenen zu stehen, erfüllt uns ganz beim Anblick des Urgesteins. Und ein ähnliches frommes Erschauern überkommt uns bei dem Blick in die Seele dieser dämonischen Menschen, die Führer und Gestalter werden, weil sie müssen aus innerem, gottbewegten Drang heraus. Sie sind rein wie feuerflüssiges Gestein und werden uns göttliche Offenbarungen in der Gestalt eines Menschen.

Unser wunderbares Erlebnis ist es, wenn wir einem Menschen, in dem eine solche dämonische Gotteskraft auf uns wirken will, in die Seele schauen dürfen. Wir lesen dann in ihr die gestaltende Form der eigenen Sehnsucht, wir erkennen eigene Irrtümer und Irrwege und ahnen die Richtung, nach der wir uns wenden sollen, um unsere irdische Aufgabe zu lösen.

Wir schelten unseren Irrtum nicht; auch er kann uns zur Klarheit führen. Der Weg der Flüsse geht in Krümmungen und findet doch schließlich das Meer:

Der Irrtum grüßt Dich, daß Du reifst und wirst
Und in des Meeres Unendlichkeiten mündest.
Du lebst in Zeit und Raum, damit Du irrst
Und durch Dein Irren ewige Wahrheit findest.

So habe ich einmal in einem kleinen Festspiel gesagt, und empfand diese Wahrheit des Irrtums an der eigenen Irrfahrt eines Dutzend von Jahren, die mich schließlich den Weg zur deutschen Zukunft, um den ich gerungen habe, unter der Fahne des Hakenkreuzes finden ließ.

Wenn mein Erlebnis von Verdun, wenn das Wunder, das mich glauben läßt, für irgend etwas noch aufgespart worden zu sein, einen Sinn hat, dann ist es der: Kämpfer zu werden fürs dritte Reich.